

Besprechungsteil

PHILIPP BLOM, **Die Unterwerfung.** Anfang und Ende der menschlichen Herrschaft über die Natur. Hanser, München 2022, 368 S., EUR 28,-, ISBN 978-3-446-27421-1.

Inzwischen ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, seit Lynn White an Weihnachten 1966 seinen Vortrag über die Ursprünge der ökologischen Krise im Christentum hielt. Whites Name und sein viel zitiertter Aufsatz in *Science* fehlen in diesem Buch, und auch sonst rezipiert Blom die umwelt- und technikhistorische Literatur in eher homöopathischen Dosen. Das scheint ihn auch nicht zu stören, denn historiografische Aspekte werden hier mit kaum verhüllter Herablassung abgehandelt. Eric Williams wird mit der These zitiert, dass „der Sklavenhandel und seine Profite die industrielle Revolution maßgeblich ermöglichten“. Blom fügt an, dass diese Einschätzung „umstritten“ sei. Denn, so der Autor lakonisch und ohne nähere Erläuterungen: „nachträgliche ökonomische Berechnungen sind oft komplex, gelegentlich widersprüchlich und fast immer unvollständig“ (239). Da kann man natürlich anfügen, dass Williams eigentlich für die These berühmt wurde, dass die Abschaffung der Sklaverei eher kapitalistischen als humanitären Motiven geschuldet war. Damit wird man freilich weder Buch noch Autor gerecht. Philipp Blom ist promovierter Historiker und dürfte wissen, dass Fachwissenschaftler das vorliegende Thema etwas anders angehen würden.

Man liest dieses Buch deshalb am besten als klassischen Essay angelsächsischer Prägung, mit dem man in intellektuell und stilistisch ambitionierten Kreisen brillieren kann und an deutschen Universitäten zuverlässig durchs Examen rasselt. In drei locker gegliederten Kapiteln schlägt Blom den Bogen vom Gilgamesch-Epos zum Anthropozän, immer auf der Suche nach der Wahnidee der Naturbeherrschung, die menschliche Gehirne „so wie ein Virus“ infizierte (21). Dazu lässt der Autor Menschen, Kunstwerke und allerlei anderes Revue passieren, stets informiert und ohne Angst vor Umwegen. Vollständigkeit wird weder beansprucht noch angestrebt, und Hinweise auf Brechungen und Ambivalenzen finden sich mit einer Häufigkeit, die auf eine latente Spannung zur monumentalen Mega-These hinausläuft.

Das Thema ist eigentlich nicht dazu angetan, im Plauderton durch die Weltgeschichte zu cruisen. Die Aufklärung wirkt vielleicht ein wenig putzig, wenn man unreligiös ist und die menschliche Suprematie für eine Wahnidee hält, aber ist das wirklich eine erkenntnistheoretisch hilfreiche Haltung? Manche Sätze lesen sich wie Randbemerkungen genervierter Leser, und es ist wohl Geschmackssache, ob man das souverän findet. Intellektuelle Anfechtungen scheinen den Autor jedenfalls genauso wenig zu interessieren wie der produktive Wert der menschlichen Arroganz. Dies ist ein Buch über eine Ursünde der menschlichen Zivilisation, mundgerecht zubereitet für eine Zeit, die Glaubensvorstellungen aller Art mit Vorbehalten begegnet und handlungsleitendem Glauben erst recht. Aufmerksame Beobachter der Umweltzene wissen, dass das intellektuelle Risiko des Projekts überschaubar ist. Wer das Schuldbewusstsein des westlichen Konsumbürgers mit wohlgesetzten Formulierungen zu bedienen vermag, kommt mit allem durch.

Blom bedient das ideengeschichtliche Pflichtprogramm – Descartes, Bacon, Spinoza –, gönnt sich aber auch mal einen Exkurs zur Militärtechnik des Osmanischen Reichs oder den Völkerschauen bei Hagenbeck. Bei einem Autor, der ansatzlos von Bruegel zu Bowie springt, kann man getrost darauf vertrauen, dass irgendwann schon der Brückenschlag zum Kernargument gelingt. Zwischendurch gibt es auch mal ein argumentatives Eigentor, wenn Blom zum Beispiel auf die Kluft zwischen chinesischer

Philosophie und praktischer Umgestaltung der Natur während der Ming-Dynastie verweist, aber während man darüber nachdenkt, ist der Autor längst bei der nächsten Pirouette. Auf Dauer fällt eher negativ auf, dass sich die These des Autors beim Flug durch die Jahrhunderte erstaunlich wenig entwickelt. Am Ende münden kluge und vielschichtige Bemerkungen immer wieder in den Hinweis, dass hier mal wieder die bekannte menschliche Obsession am Werk sei. Ein wenig erinnert das Buch an einen Ernährungsberater, der kundig und eloquent durch die Welt der Nahrungsmittel führt, um am Ende immer wieder zu der stereotypen Mahnung zu kommen, dass da überall Kalorien drin sind.

Als White seinen Essay veröffentlichte, sonnte sich der Westen im Abglanz der eigenen Großartigkeit. Seither ist eine Menge passiert, und für den Umgang mit diesen Entwicklungen verfolgt Blom eine klare Strategie: Tun wir einfach so, als ob das alles nichts zur Sache tut. Hier werden Assuan-Staudamm, Hoover Dam und Dreischluchten-Damm in einem Satz als Variationen über das gleiche Thema präsentiert, und gleich geht es weiter zum Aralsee, Maos Sprung nach vorn, Robert Jungk, Adorno und Horkheimer, dem Club of Rome und dem Steinkohlenbergbau, über den Blom weiß, dass er „lange Zeit hindurch schwer zu automatisieren“ war – und das ist nur der Inhalt von zwei Seiten (283f.). Durchgängig bleibt die Diskussion ideologisch-moralisch, es gibt Wahnvorstellungen statt Interessen und Akteuren, das Wort Kapitalismus fällt kaum. Selten kam es so billig, die Systemfrage zu stellen. Oder stellt sie sich hier überhaupt? Nach Blom ist es der Klimawandel, der Mythos und Logos (die Titel der ersten beiden Kapitel) quasi aus eigener Kraft abgespielt, und das neue Weltbild ergibt sich mit etwas Mühe als eine Art Spin-off der naturwissenschaftlichen Forschung. Wie praktisch! Also, eine andere Welt ist möglich, irgendwie, na logisch, wenn der Leser denn Lust darauf hat.

Man ist nicht überrascht, dass die moralische Essenz am Ende eher lauwarm serviert

wird. Wo es früher auf den flammenden Appell zur Umkehr hinauslief, belässt es Blom bei zaghaften Fragen der Marke „Kann die Unterwerfung (auch des eigenen Selbst) abgelöst werden durch eine andere Idee vom guten Leben?“ (346). So bleibt dem lesenden Konsumbürger jede Freiheit, den Aufstand für die Natur erst einmal aufzuschieben und bis auf Weiteres die Segnungen des Spätkapitalismus zu genießen.

Insgesamt lohnt die Lektüre vor allem, weil hier anscheinend gerade ein Narrativ in ein gnädiges Abendrot rückt. Es knirscht an allen Ecken und Enden, und der Erklärungsanspruch ist intellektuell wie moralisch nur noch ein Abklatsch vergangener Zeiten. Aber irgendwie kommt man immer noch durch, wenn man Eloquenz, Belesenheit und eine gewisse intellektuelle Wurstigkeit mitbringt. Aber war da nicht einmal mehr?

Bochum

Frank Uekötter

MICHAEL FARRENKOPF u. REGINA GÖSCHL (Hg.), **Gras drüber...** Bergbau und Umwelt im deutsch-deutschen Vergleich. Begleitband zur Sonderausstellung des Deutschen Bergbau-Museums Bochum im Jahr 2022 (Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum, 251). De Gruyter Oldenbourg, Berlin u. Boston 2022, 275 S., EUR 34,95, ISBN 978-3-11-077986-8.

HELmut ALBRECHT, MICHAEL FARRENKOPF, HELMUT MAIER, TORSTEN MEYER (Hg.), **Bergbau und Umwelt in DDR und BRD.** Praktiken der Umweltpolitik und Rekultivierung (Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum, 253). De Gruyter Oldenbourg, Berlin u. Boston 2022, 235 S., EUR 69,95, ISBN 978-3-11-077985-1.

Es ist ein Ziel des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, die DDR-Forschung besser in der deutschen Hochschullandschaft zu etablieren. Dazu finanziert es 14 Forschungsverbünde, darunter auch

das Vorhaben „Umweltpolitik, Bergbau und Rekultivierung im deutsch-deutschen Vergleich. Das Lausitzer Braunkohlenrevier, die Wismut und das Ruhrgebiet (1949–1989/2000)“, das im März 2019 seine Arbeit aufnahm. Beteiligte Institutionen sind die Bergische Universität Wuppertal, das Deutsche Bergbau-Museum Bochum und die TU Bergakademie Freiberg. Eines der fünf Einzelprojekte war dabei die Konzeption, Gestaltung und Präsentation der Sonderausstellung „Gras drüber...“ im Bergbau-Museum 2022, dessen Begleitband eines der beiden zu besprechenden Bücher ist. Der zweite, später erschienene Sammelband geht auf den ersten Workshop des Forschungsverbundes im November 2020 zurück. Die dortigen Beiträge sind also zeitlich vor der Ausstellung entstanden. In Kombination erlauben es die beiden Bücher, dem Forschungsverbund sozusagen bei der Arbeit zuzusehen.

Natürgemäß gibt es bei den beiden Bänden ein hohes Maß an personellen und inhaltlichen Überschneidungen. Aber das ist nicht von Nachteil, richten sich beide Bücher doch an ein unterschiedliches Publikum. Der von Albrecht et al. herausgegebene klassische Sammelband zielt auf die akademische Welt ab, während der Begleitband eine Popularisierung der Forschungsergebnisse zum Zweck hat. Dem Anliegen des BMBF, diese Ergebnisse möglichst nachhaltig zu sichern und wirksam werden zu lassen, wird damit eindrucksvoll Rechnung getragen. Eine Kernbotschaft beider Bücher bleibt dabei besonders im Gedächtnis haften, nämlich die vom ephemeren Charakter des Bergbaus – Heike Weber spricht in ihrem Beitrag allgemeiner von Temporalitäten der Technik. Damit ist gemeint, dass der Bergbau endlich ist. Er beginnt irgendwann – im Falle des Erzgebirges und des Ruhrgebiets bereits im Mittelalter – und endet irgendwann – im Falle des Lausitzer Braunkohlereviers und damit in Deutschland 2030/38. Eine Landschaft, über die der Bergbau hinweg gegangen ist, sieht danach nicht mehr aus wie zuvor. Trotz aller Bemühungen um Wiedernutzbarmachung, Wiederurbarmachung,

Rekultivierung und Renaturierung – Begriffe, die ausführlich in ihren Nuancen erörtert werden – ist die Bergbaufolgelandschaft eine gestaltete, von menschlichen, zeitgebundenen Vorstellungen durchzogene Nachnutzungslandschaft. Von den Prägungen auf kultureller, sozialer und ökonomischer Ebene – die in den besprochenen Bänden immer mitgedacht, aber doch aufgrund der Konzeption am Rande stehen – ganz zu schweigen. Auch wenn der Himmel über der Ruhr längst wieder blau ist und die letzte Zeche 2018 ihren Betrieb eingestellt hat, ist die identitätsstiftende Wirkung des Steinkohlebergbaus im Ruhrgebiet kaum hoch genug einzuschätzen. In ähnlicher Weise gilt dies auch für die beiden in der ehemaligen DDR gelegenen Abbaugebiete, wobei hier zur Temporalität des Bergbaus noch die Temporalität des Staates hinzukam. In allen drei untersuchten Bergaugebieten war der Strukturwandel im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts nicht zu übersehen. Das Ende der DDR führte – für den Wismut-Bergbau noch etwas stärker als für die Lausitz – zu einem regelrechten Strukturbruch, zu einem Zusammenfallen von massiven politischen, gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen. Der vergleichende Zugriff könnte vor einem solchen Szenario seine Stärken ausspielen, gerade auch vor der Frage, ob ähnlich gelagerte Umweltprobleme in unterschiedlich strukturierten Gesellschaftssystemen ähnlich oder gänzlich anders gelöst werden, inwiefern die beiden Systeme aufeinander schauen, wie sich die Zielvorstellungen unterscheiden und die Landschaft aussehen soll, wenn der Bergbau geht. Etwas irritierend wirkt hier die Nichtbeachtung des Rheinischen Braunkohlereviers, das schon aufgrund der Abbautechnik eine sehr große Nähe zum Lausitzer Revier aufweist.

Der Sonderband verzichtet weitgehend auf einen wissenschaftlichen Apparat und bietet am Ende der knappen, meist zehn bis 15 Seiten umfassenden und reich bebilderten thematischen Beiträge ein Angebot an weiterführender Literatur an. Der Band beginnt mit externen Blickwinkeln

auf die Ausstellung, wobei hier besonders die Einlassungen von Helmut Trischler zur Planetaren Gesundheit und von Nina Möllers zum Anthropozän zu erwähnen sind. Während die Verbindung zwischen geologischer Periodisierung und Bergbau auf der Hand liegen, betont Trischler den beruhigenden Wert historischen Orientierungswissens angesichts übermächtig erscheinender Krisen, seien diese nun gesundheitlicher, technischer oder gesellschaftlicher Natur. Nach einigen Worten zum gestalterischen Konzept spiegelt der Sonderband den inhaltlichen Aufbau der Ausstellung. Ausgehend vom heutigen, rekultivierten Zustand der Landschaft, die teilweise die Vornutzung nicht mehr erahnen lässt, regt die Ausstellung dazu an, hinter die Kulissen zu schauen. In der Folge werden dann die Umwelteinflüsse des Bergbaus, der Alltag in Bergbaurevieren, die Rekultivierungsbemühungen im Zeitablauf sowie die dazugehörige Forschung präsentiert. Diese am Beispiel des Bergbaus eng geführten Passagen weiten sich dann zu Beiträgen, die das bisher Dargestellte gesellschaftlich einbetten und Fragen zum Umweltrecht, zum Umweltbewusstsein und zur Umweltbewegung behandeln.

All diese Aspekte werden naturgemäß im wissenschaftlichen Tagungsband mit mehr Tiefe und detaillierter behandelt. Martin Baumert befasst sich in seinem Beitrag mit der Sanierung devastierter Tagebaue in der DDR. Schon früh entwickelte die Forschung in der DDR auf diesem Gebiet mit der Landschaftsdiagnose eine erhebliche Dynamik und in den 1950er Jahren leistete der 1959 in die BRD geflohene Wilhelm Knabe Pionierarbeit, indem er sich auf die Bodenfrage spezialisierte. In der Bundesrepublik forschte Knabe dann an der Frage der Wiedernutzbarmachung der Bergbauhalden im Ruhrgebiet. Jörg Dettmar und Ron-David Heinen erörtern in ihren jeweiligen Beiträgen, wie sich die Gestalt dieser Halden im Zeitablauf wandelte. War die Gestalt der Halde zunächst den technischen Prozessen während der Aufschüttung geschuldet, was zu kegelförmigen Spitzhalden führte, veränderten geänderte gesellschaftliche

Anforderungen auch das Aussehen der Halden. Gesundheitspolitik und Arbeitsschutz wollten weniger Gefahren durch Rutschungen, Verwehungen und Haldenbrände, was zu höher verdichteten Tafelbergen führte. Ein gestiegenes Umweltbewusstsein stellte gestalterische Ansprüche an die Halden, die ab den 1980er und 1990er Jahren zu Landschaftsbauwerken mit künstlerischen Landmarken umgestaltet wurden. Im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park gab es Anfang der 1990er Jahre einen Wettbewerb, die Mottbruchhalde in Gladbeck zu einer „Kunst-Landschaft“ umzugestalten. Einen weiteren Schwerpunkt bildet der Uranerzbergbau in Thüringen und Sachsen, der aufgrund der umweltpolitischen Situation zunächst kaum Rücksicht auf Umweltbelange nahm. Sabine Loewe-Hannatzsch spürt jedoch den zähen Bemühungen lokaler Behörden nach, die SDAG Wismut zu Anpassungen und Verabredungen zu bringen. Diese jedoch meist gescheiterten Bemühungen zogen nach der Wiedervereinigung erhebliche Sanierungslasten gerade im Bereich der Gewässer nach sich. Diesem strahlenden Erbe nähert sich eine Forschungsgruppe um Astrid Mignon Kirchhof über biografische Interviews. Neben Wismut-Beschäftigten kommen auch andere Zeitzeugen aus den Bereichen Bildung, Pflege, Gesundheit, Handel, Technik, Kunst und Wissenschaft zu Wort. In den Interviews dominiert die Erinnerung an die Wismut als einen fürsorglichen Arbeitgeber und ein starkes Kollektiv, mit dem Wohlstand und Privilegien verknüpft waren. Probleme wie Krankheit und Umwelt kamen jedoch nur am Rande in den persönlichen Lebenserinnerungen vor. Jedoch wurde die zweifache Veränderung der Landschaft thematisiert, da die über hundert Meter hohen Spitzkegelhalden in der Zeit des aktiven Bergbaus die Landschaft prägten und im Zuge der Rekultivierung wieder verschwanden.

Andere Folgen des Bergbaus werden allerdings noch lange bestehen bleiben. Auch wenn der Radongehalt der Luft im Erzgebirge im Zuge der Rekultivierung bereits deutlich gesunken ist, werden radioaktive

Abfälle noch lange der Fürsorge bedürfen. Im Braunkohletagebau ist allein aufgrund des großen Massedefizits ein Zurück zur Ausgangslage nicht möglich, was zu einer teilweisen Flutung der Restlöcher führt, die dann als Naherholungsgebiete genutzt werden. Die Lausitzer Seenlandschaft steht dabei in einem starken Kontrast zur Industrielandschaft der aktiven Förderzeit. Im Ruhrgebiet betreffen die Ewigkeitslasten vor allem das Wassermanagement, denn aufgrund der Bergsenkungen würden weite Teile des Ruhrgebiets unter Wasser stehen und eine von Ruhr, Lippe, Emscher und Rhein gespeiste Seenlandschaft bilden.

Den beiden Büchern gelingt es eindrucksvoll, all diese Details für jedes einzelne Revier technisch und historisch anschaulich herauszuarbeiten. Allerdings stehen diese Ergebnisse noch etwas zu stark unverbunden nebeneinander. Es wäre zu hoffen, dass im weiteren Verlauf des Forschungsverbundes stärker synthetisierende und vergleichende Aspekte mehr Raum bekommen, um die systemspezifischen Korrelationen zwischen Bergbau und Umwelt konturschärfer herauszuarbeiten.

Mainz

Tobias Huff

STEFAN DROSTE, Offensive Engines. Projektmacher und Militärtechnik im langen 18. Jahrhundert (Wissenschaftskulturen, Reihe I: Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Franz Steiner, Stuttgart 2022, 452 S., EUR 80,–, ISBN 978-3-515-13242-8.

Stefan Drostes Dissertation behandelt ein schillerndes Thema der Wissen(schaft)s- und Technikgeschichte. Frühneuzeitliche – zumal militärtechnische – Projektmacherei ist inzwischen in ihrer Bedeutung zwar weithin anerkannt, doch kaum systematisch erforscht. Die vorliegende Studie ist also hochwillkommen, zumal sie funktionalistische und wissenschaftsdeterministische Ansätze, wie sie in der Militärtechnikgeschichte bis heute anzutreffen sind, konsequent vermeidet.

Als Untersuchungszeitraum hat Droste, ausgehend von Daniel Defoes Diagnose, in einem „projecting age“ (1697) zu leben, ein langes 18. Jahrhundert von ca. 1650 bis in die Zeit der Revolutionskriege gewählt. Er untersucht das Phänomen in vier von Einleitung und Fazit gerahmten Kapiteln. Droste stellt zunächst fünf vergleichsweise gut dokumentierte Akteure und die Praktiken, die ihr Engagement als militärtechnische Projektmacher kennzeichneten, exemplarisch vor (Kap. 2). Weit häufiger waren freilich Projekte, über deren Kontexte, Urheber und Rezeption nur wenige Quellen vorliegen. Etwa 200 dieser Kategorie zuzuordnende, in nicht weniger als elf Archiven und Bibliotheken ermittelte Vorhaben fließen in die weitere Untersuchung ein. Das dritte Kapitel gibt unter kritischer Würdigung der ‚militärischen‘ wie der ‚wissenschaftlichen‘ Revolution Einblicke in Entwicklungen des praktischen militärtechnischen Wissens seit dem Spätmittelalter: Hierzu zählen Verwissenschaftlichung, die zunehmende Präsenz militärtechnischer Wissensakteure in höfischen Patronagesystemen, Professionalisierungstendenzen in der Kriegsführung sowie die Herausbildung eines innovationsoffenen Zukunftsbilds. Droste versteht seine Projektmacher als ‚hybride Experten‘ zwischen Wissenschaft und Handwerk, deren Projekte er vor dem Hintergrund ihrer intendierten Anwendungskontexte vorstellt. Ob in Belagerungskrieg, offener Feldschlacht, Seekrieg oder kleinem Krieg, überall wurden neue, meist auf kleinteilige Verbesserungen abzielende Erfindungen kolportiert (und meist doch nicht realisiert). Im vierten Kapitel nutzt der Verfasser Ansätze der Akteur-Netzwerk-Theorie, um die Bedeutungsfacetten der Projekte und der Medien, in welchen sie beworben wurden, umfassend auszuleuchten und ihre Eigenheiten zwischen taktischen und strategischen Anwendungsgebieten herauszuarbeiten. Das fünfte Kapitel widmet Droste der Frage, inwiefern Projekte, bzw. das Spiel mit der Offenbarung militärtechnischer Geheimnisse, es ihren „Erfindern“ in der Praxis erlaubten, als militärtechnische Experten anerkannt

zu werden und die angestrebte Vergütung – etwa Geld, Amt oder Gunst – zu erlangen.

Droste legt großen Wert auf detaillierte Analysen, scheut sich aber nicht, diese an Ergebnisse der Wissenschaftsgeschichte rückzubinden. So entsteht ein äußerst vielschichtiges Panorama vormoderner Projektmacherei, das mit zahlreichen Befunden zur wissenschaftsgeschichtlichen Expertiseforschung aufwartet. Droste zeigt anschaulich, dass bei Weitem nicht nur perspektivlose Glücksritter, sondern auch Akteure und Akteursgruppen mit ganz unterschiedlichen Berufen und sozialen Hintergründen – vom Gelehrten der Royal Society über Pfarrer und Lehrer bis zu Offizieren und Artilleristen – Projekte betrieben. Auch die eindringliche Analyse des Projekts als spezifische Präsentationsform von Wissen eröffnet zahlreiche Anknüpfungspunkte.

Die schiere Masse und Vielfalt der analysierten Fälle und die Breite der herangezogenen Forschungskontexte zeigen die Fruchtbarkeit des Themas. Droste beweist nun auch empirisch die Bedeutung von Projekten in militärischen Wissenskulturen der Frühen Neuzeit. Die Vielzahl der behandelten Fälle erweist sich freilich auch als methodische Herausforderung. Angesichts der räumlichen wie zeitlichen Streuung des disparaten Materials stellt sich nicht selten die Frage der Verallgemeinerbarkeit einzelner Befunde (die der Verfasser in der Regel optimistisch einschätzt). Gelegentlich wirkt die Interpretation der Fallbeispiele und ihre Anbindung an wissenschaftsgeschichtliche Konzepte im Verhältnis zu den belegten Befunden denn auch etwas hypertroph – ebenso wie einige kaum in den Text eingebundene Forschungszitate und manche Fußnote. Offen bleibt zudem weitgehend, worin sich die meisten der beschriebenen Projekte von älteren, seit dem 16. Jahrhundert begegneten Vorhaben, wie sie etwa in Maschinenbüchern und Bewerbungen um Erfinderpatente überliefert sind, unterscheiden.

Gleichwohl bilden die Breite und der Materialreichtum der vorliegenden Studie auch ihre große Stärke – das militärtechnische Projekt im 18. Jahrhundert kann nun

als in seinen Grundzügen vermessen gelten. Ungeachtet zahlreicher redaktioneller Nachlässigkeiten liegt hier eine ungemein anregende, grundlegende Arbeit vor, auf der die künftige wissenschaftsgeschichtliche Forschung wird aufbauen können.

München

Marius Mutz

NILS BENNEMANN, *Rheinwissen*. Die Zentralkommission für die Rheinschiffahrt als Wissensregime, 1817–1880 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 260). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2021, 314 S., EUR 70,–, ISBN 978-3-525-33605-2.

Rheinwissen ist die Publikation einer 2019 an der Universität Duisburg-Essen angenommenen Dissertation. Der Autor untersucht das Wissensregime, das von der Zentralkommission für die Rheinschiffahrt (ZKR) in den ersten gut 60 Jahren ihres Bestehens entwickelt wurde. Die ZKR entstand als Folge des Wiener Vertrags von 1815. Sie organisierte die Rheinanliegerstaaten Baden, Frankreich, Bayern, Hessen, Nassau, Preußen und die Niederlande mit dem Ziel, die Freiheit der Rheinschiffahrt durchzusetzen und die Schiffbarkeit des Rheins zu verbessern. Für die Untersuchung des Wissensregimes, das die ZKR etablierte, prägt Bennemann den Begriff ‚Rheinwissen‘, d.h. „Wissen über die Hydrographie des Rheins, dessen Schiffbarkeit und statistische Informationen“ (9), das sich in Flusskarten, geografischen Beschreibungen, statistischen Berichten, Berichten über Schiffbarkeit, aber auch wasserbautechnischen Handbüchern materialisierte. Das ursprünglich wissenssoziologische Konzept des Wissensregimes bietet die Möglichkeit, Aushandlungsprozesse und Vorgänge um Sammlung, Produktion und Zirkulation von Wissen, wie sie sich in der ZKR vollzogen, thematisieren zu können.

Der Aufbau der Arbeit präsentiert sich klassisch: Kap. I führt in Fragestellung, Gegenstand und Methode ein und stellt Forschungsstand und Quellen vor. Kap.

II skizziert den historischen Kontext mit Etablierung des Prinzips der Freiheit der Rheinschifffahrt und den Hauptakteur ZKR in seinem institutionellen und administrativen Aufbau. Es folgen drei umfangreichere Kapitel mit Fallbeispielen: In Kap. III zeigt Bennemann, dass die ZKR zunächst kein ‚eigenes‘ Rheinwissen hatte und auf die Wissensbestände der Mitgliedstaaten angewiesen war. Auf die in der Mainzer Akte festgehalte Anforderung, die Länge des Rheins in den verschiedenen Mitgliedstaaten genau festzustellen, reagierte Preußen mit dem Vorschlag einer einheitlichen Neukartierung des Rheins nach gemeinsamen Standards, was aber am Widerstand der anderen Mitgliedstaaten scheiterte. Stattdessen wurde das vorhandene Kartenmaterial nach seiner Anschlussfähigkeit passend gemacht und so die jeweilige Perspektive des Ausgangsmaterials ein Stück weit überwunden, was Bennemann mit dem etwas sperrigen Begriff ‚Aperspektivierung‘ anspricht. Die Wissensproduktion der ZKR stand demnach nicht unter dem Imperativ, möglichst exaktes, wissenschaftlich stringentes Wissen zu produzieren, sondern ein praktikables, was den politischen Rahmenbedingungen entsprechende Konsenslösungen zu generieren erlaubte.

Kap. IV untersucht die Praxis der gemeinsamen Strombefahrungen der ZKR von 1849 bis 1861 und das dabei generierte Wissen. Ausgehend von einer Initiative des preußischen Bevollmächtigten 1846 wurde 1849 erstmals der gesamte Rhein von einer mit Technikern der Mitgliedstaaten zusammengesetzten Kommission befahren, um Probleme im Hinblick auf Schiffbarkeit festzustellen. Bennemann zeigt an den Protokollen dieser und folgender Strombefahrungen die Herausbildung einer epistemischen Gemeinschaft der Techniker, die immer stärker zu gemeinsamen Einschätzungen im Hinblick auf Schiffbarkeit und Abhilfe für Probleme gelangten.

Als drittes Fallbeispiel (Kap. V) dient die Angleichung der für Strombau-Zwecke produzierten Karten in den Mitgliedstaaten. Bis 1880 hatte sich faktisch ein Standard herausgebildet, wie Stromkarten gestaltet

werden sollten. Eine preußische Initiative der 1840er Jahre, einen solchen generellen Standard verbindlich zu erklären, war zunächst gescheitert. Bennemann zeigt mit akribischer Quellenkritik an einer Reihe von im Anhang abgedruckten Karten, wie letztlich eine informelle Konvention der badisch-französischen Rheinkarten, die aus den gemeinsamen Maßnahmen der Rheinkorrektion seit den 1820er Jahren hervorgegangen waren, zum impliziten Standard wurde. Mit der Durchsetzung dieses Kartenstandards und der Herausbildung einer einheitlichen Betrachtungsweise des Rheins war die Entfaltung des Wissensregimes am Rhein um 1880 erst einmal abgeschlossen.

In Kap. VI fasst Bennemann seine Ergebnisse zusammen und geht dabei an satzweise auch auf den weiteren Kontext ein. Im Unterschied dazu vermisst man im Hauptteil der Arbeit Informationen dazu, wie sich Anforderungen an Schiffbarkeit im 19. Jahrhundert etwa durch das Dampfschiff veränderten. Die Revolution von 1848/49 kommt praktisch überhaupt nicht vor, obwohl z.B. im April 1848 Dampfschiffe im Mittelrhein beschossen wurden, das Aufkommen des neuen Transportmusters also soziale Proteste auslöste. Auch die Zyklen von Nieder- und Hochwasserperioden, die für die Schiffbarkeit entscheidend waren, werden nicht thematisiert. Schließlich werden auch Fragen der politischen Geschichte nicht erwähnt, etwa die nationalistische Aufwallung um den Rhein 1840, während zugleich Baden und Frankreich ihren Rheinvertrag abschlossen. Auch wenn der Autor in seinen Akten kaum Niederschlag solcher Ereignisse gefunden haben mag, wäre auch dieser ‚Nichtbefund‘ eine Erklärung wert gewesen. Trotz der gelegentlich etwas strikten Ausblendung des breiteren Kontexts kann *Rheinwissen* mit der quellennahen Herausarbeitung der Genese des Wissensregimes ‚Rheinwissen‘ und der Quellenarbeit an Stromkarten insgesamt überzeugen und zeigt, wie die Wissensproduktion internationaler Organisationen produktiv untersucht werden kann.

Darmstadt/Konstanz

Dieter Schott

PIA SOMOGYI-SANDMEIER, Fadenbruch oder der letzte Schuss. Vom Untergang der Schweizer Textilindustrie. Die Weberei Wängi. Chronos, Zürich 2022, 280 Seiten, EUR 38,–, ISBN 978-3-0340-1680-3.

Das vorliegende Buch zeichnet die Geschichte der im Schweizer Kanton Thurgau gelegenen Weberei Wängi nach, die 1823 gegründet wurde und 2003, nach 180-jährigem Bestehen, ihre Pforten schließen musste. Allein dieses lange Bestehen ist für einen mittelständischen Spezialbetrieb in einer so schwierigen Branche wie der Textilindustrie bemerkenswert. Die Autorin rekonstruiert diese Geschichte, lässt aber auch zahlreiche Protagonisten aus der Geschichte der Weberei zu Wort kommen, so dass das Buch in bemerkenswerter Weise auch erfahrungsgeschichtliche Aspekte berücksichtigt.

Bereits die Gründung der Weberei war außergewöhnlich, weil der Gründer Georg Michael Stierlin nicht aus einer Kaufmannsfamilie stammte, sondern 1809 als Lehrer nach Wängi gekommen war. Dort baute er 1823 eine Mühle sukzessive zu einer Baumwollweberei aus, die zunächst noch sehr stark auf Traditionen des Verlagswesens aufbaute. In den Folgejahren gelang es jedoch, die Produktion sukzessive zu mechanisieren. Dafür spielte insbesondere sein Teilhaber Johann Caspar Bachmann eine wichtige Rolle, der wesentlich für das technische Know-how beim Aufbau der Weberei verantwortlich war. Bald entstand hier eine Fabrik nach Vorbild der britischen Cotton Mills, die Spinnerei und Weberei miteinander kombinierte.

Gerade einmal 15 Jahre nach der Gründung gehörte Wängi bereits zu den größten Textilfabriken in der Schweiz. Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte das Land eine dynamische Industrialisierung, von der auch die Firma profitieren konnte. Über mehrere Generationen handelte es sich dabei um einen Familienbetrieb der Stierlins, die dabei auch vom Stickereboom seit dem späten 19. Jahrhundert

profitierte. Das Spinnereigeschäft war allerdings seit der Wende zum 20. Jahrhundert zunehmend rückläufig, weshalb folgerichtig eine Konzentration auf die Weberei stattfand, die 1918 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde.

In der Zwischenkriegszeit hatte das Unternehmen einige Krisen durchzustehen und wäre 1933 beinahe Bankrott gegangen, profitierte dann aber insbesondere von der dynamischen Nachkriegskonjunktur. Die Nachkriegsjahrzehnte waren in vielerlei Hinsicht die goldenen Jahre für die Weberei Wängi, die mit etwa 350 Mitarbeiter*innen wachsende Umsätze und stabile Gewinne erwirtschaften konnte. Jedoch trübten sich die Verhältnisse seit den 1980er Jahren zunehmend ein. Nicht nur gab es Konflikte um die Unternehmensstrategie, die vor allem um die Frage von Massenproduktion vs. Spezialisierung kreisten, sondern seit den späten 1980er Jahren begann die Firma Verluste zu machen. 1993 wurde der langjährige Geschäftsführer Jürg Wagner 1993 durch einen Sanierer ersetzt, der die Ertragslage aber auch nicht wirklich verbessern konnte. 1996 wurde die Weberei Wängi an die Firma Boller Winkler verkauft, die im Jahr 2003 schließlich den Webereibetrieb einstellte.

Die Geschichte der Weberei Wängi kommt für jemanden, der mit der Geschichte der europäischen Textilindustrie vertraut ist, durchaus bekannt daher: Die Gründung in der Phase der Frühindustrialisierung, die Etablierung als mittelständischer Industriebetrieb, Aufschwung und Konsolidierung durch Spezialisierung im Zeitalter der Hochkonjunktur, bevor schließlich seit den 1970er Jahren das Geschäft immer schwieriger wurde. Der folgenden Strukturbereinigung fiel auch die Weberei Wängi zum Opfer. Diese Entwicklung wird von der Autorin immer wieder mit Hinweis auf wirtschaftshistorische Trends eingeordnet, diesbezüglich hätte es sich aber sicher gelohnt, noch etwas mehr in die Tiefe zu gehen.

Was diesen Band allerdings bemerkenswert macht, sind die Interviews mit den früheren Beschäftigten (darunter auch die Mutter der Autorin), von der einfachen

Arbeiterin bis zur ehemaligen Geschäftsführung. Hier entsteht ein vielstimmiges Panorama unterschiedlicher Arbeitserfahrungen: Vom ehemaligen Geschäftsführer und seinem als Sanierer geholten Nachfolger, die sich heute noch über die richtige Strategie streiten, von Menschen, die ihre Leistungen gewürdigt und nicht gewürdigt sehen, die in der Weberei ihren Partner oder Partnerin fürs Leben gefunden haben, von solchen, die die Arbeit mochten und denjenigen, die froh waren, früh in Pension gehen zu können. Insofern liegt hier die spannende Geschichte eines mittelständischen Textilunternehmens vor, welche die Firmengeschichte immer wieder mit den konkreten Erfahrungen der Beschäftigten spiegelt und sich dadurch von vergleichbaren Arbeiten abhebt.

München

Roman Köster

AMERIGO CARUSO u. BIRGIT METZGER (Hg.), **Grenzen der Sicherheit**. Unfälle, Medien und Politik im deutschen Kaiserreich. Wallstein, Göttingen 2022, 293 S., EUR 36,90, ISBN 978-3-8353-3906-4.

Bekanntlich werden viele Sammelbände nur von einem vagen Titel und dem Einband zusammengehalten; Amerigo Caruso und Birgit Metzger haben dagegen eine echte editorische Leistung erbracht, so dass ihr Band mit dem Untertitel *Unfälle, Medien und Politik im deutschen Kaiserreich* sein Thema nie aus den Augen verliert. Die 14 Beiträge von insgesamt vier Autorinnen und zehn Autoren folgen einer gemeinsamen Konzeption von Unfällen, behandeln aber zugleich so verschiedene Themen und Unfallarten, dass daraus ein spannendes Mosaik entsteht. Caruso zeigt in seinem gelungenen Beitrag über den Unfalltod des sächsischen Königs auf einer Kutschenfahrt im Jahr 1854 exemplarisch die Unterschiede von vormodernem und modernem Unfallverständnis auf und veranschaulicht damit einen zentralen Aspekt zur Vorgeschichte der übrigen Aufsätze. Den drei abschließenden Beiträgen von Clemens Zimmermann,

Christine G. Krüger und Peter Itzen kommt primär die Funktion zu, die Ergebnisse aus verschiedenen Perspektiven einzuordnen und zu kommentieren. In der Summe ergibt sich so ein echter Mehrwert, bei dem sich die Stärken der Einzelbeiträge ergänzen und ihre vereinzelten Defizite kaum ins Gewicht fallen.

In ihrer Einleitung erhoffen sich Metzger und Caruso von der Unfallgeschichte neue Erkenntnisse über die Erwartungen an die individuelle und kollektive Sicherheit sowie über die Ambivalenzen der Moderne (7–8). In seiner technischen, sozialen und medialen Modernisierung sowie seiner pluralen Öffentlichkeit biete sich das Kaiserreich hervorragend als Fallbeispiel an. In Anschlag bringen sie dafür eine Verknüpfung von politik-, sozial- und kulturhistorischen Ansätzen. Der Technikgeschichte wird dagegen kein eigener heuristischer Wert beigemessen, obwohl acht Aufsätze technikgeschichtliche Themen behandeln und vier der technikhistorischen Forschung im engeren Sinne zugerechnet werden können. Daraus erklärt sich auch manch kleinere Schwäche, etwa wenn die Herausgeber*innen allzu vorsichtig formulieren, dass die untersuchten Unfälle die Begeisterung für moderne Technik offenbar nicht wirklich minderten (14), obschon genau das zu den wichtigsten Ergebnissen von Bernhard Riegers hier unberücksichtigt gebliebenem deutsch-britischen Vergleich über *Technology and the Culture of Modernity* (2005) zählt. Freilich schadet diese Form von Desinteresse nicht nur der Unfallgeschichte, sondern stellt auch für die Technikgeschichte als Fach ein Problem dar.

Der Band zeichnet sich aus durch die Kombination von Untersuchungen zu kleineren seriellen Unfällen über einen längeren Zeitraum, beispielsweise am Arbeitsplatz oder mit Handfeuerwaffen, einerseits und einzelnen Unfallereignissen mit großer Resonanz bei Medien und Öffentlichkeit andererseits. Während die Stärke des ersten Ansatzes darin liegt, die langsame Verschiebung von Toleranzschwellen für die kollektive und individuelle Sicherheit herauszuarbeiten, verdeutlicht der Fokus auf einzelne Unfälle

und Katastrophen, wie sehr ihre öffentliche Wahrnehmung vom jeweiligen Kontext abhing, exemplarisch etwa in den überraschenden Reaktionen auf die von Rüdiger Haude untersuchten Zeppelinunfälle. Michael Farrenkopfs dichter Beitrag zu Grubenunglücken profitiert von der Verbindung beider Perspektiven und kommt zu dem Ergebnis, dass die große öffentliche Aufmerksamkeit nach schweren Unfällen, trotz der konfrontativen Kommunikation auf beiden Seiten, langfristig dazu beitrug, zusätzliche Sicherheitskonzepte zu entwickeln und die Opferzahlen zu senken. Von solchen Katastrophen blieb die unfallträchtige Eisen- und Stahlindustrie im Saarland, der sich Fabian Trinkaus widmet, zwar weitgehend verschont. Aus anderen Beiträgen des Bandes, insbesondere aus Farrenkopfs Erkenntnissen kann man aber ableiten, dass es sich dabei wohl um eine Art „Unglück im Glück“ handelte, denn im öffentlichen Desinteresse ist sicher ein wichtiger Grund dafür zu suchen, dass die Arbeitsplätze dort während des gesamten gut 40jährigen Untersuchungszeitraums von Trinkaus hoch gefährlich blieben. Eine ähnliche Konstellation aus (bloß) kleineren Unfällen und fehlendem öffentlichen Interesse erklärt wahrscheinlich auch die in der Einleitung (20–22) diagnostizierte Nichtbeachtung weiblicher Unfallopfer und die einseitig männliche Prägung von Unfalldebatten, für die aber beispielsweise die bevorzugte Rettung von Frauen und Kindern beim Untergang der *Titanic* – der auch sonst keine Rolle spielt – ausgeblendet bleibt. Weitere Aufklärung in dieser Hinsicht könnte vermutlich die Untersuchung von Unfällen in der Textilindustrie bringen, in der der Frauenanteil unter den Beschäftigten meist hoch lag. Auch die Frage nach der unmittelbaren Versorgung von Unfallopfern bleibt weiterhin ein Forschungsdesiderat. Sinnvolle Antworten wird man aber nur erhalten, wenn man diesen – im Übrigen schön gestalteten und gut lektorierten – Band zu Rate zieht, der eine bislang einmalige Übersicht bietet und gerade dadurch viele wertvolle Einsichten ermöglicht.

München

Alexander Gall

THOMAS HAIGH u. PAUL E. CERUZZI,
A New History of Modern Computing.
MIT Press, Cambridge, MA 2021, 544 S., \$ 40.–, ISBN 978-0-262-54290-6.

Das Buch ist in 14 Kapiteln geordnet und zeigt den Aufstieg des Digitalcomputers von einem Spezialgerät für Naturwissenschaftler zu einem universellen Werkzeug für die Allgemeinheit auf. Die einzelnen Kapitel sind nach dem Inhaltsverzeichnis: Der Computer als Supertool, als Datenverarbeitungsgerät, als Echtzeit-Kontrollsysteem, als Interaktionswerkzeug, als Kommunikationsplattform, als persönliches Spielzeug, als Büroausstattung, als Grafikwerkzeug, als Minicomputer, als universelles Mediengerät, als Veröffentlichungsplattform, als Netzwerk. Leider gibt es nur ein summarisches Inhaltsverzeichnis. Die Fülle der Informationen hätte man in einem detaillierten Verzeichnis besser abrufen können.

Wichtige Stationen des Aufstiegs des Digitalcomputers, die Haigh und Ceruzzi nachzeichnen, sind der Personalcomputer und die Entwicklung des Internets mit der Paketvermittlung im Arpanet. Die Autoren weisen auf, wie der Personalcomputer in die Arbeit des Büros Einzug hält mit der Textverarbeitung und der Tabellenkalkulation. Auch die Entwicklungsbemühungen von Intel, mit der Herausforderung der Riskprozessoren fertig zu werden und einen Co-Prozessor für Gleitkomma-Operationen zu entwickeln, werden sehr gut referiert. Interessant ist ferner, wie die Autoren den Aufstieg von Google aus einer Garagenfirma mit selbstgebastelten Serverfarmen beschreiben. Anstelle der teuren Server wurden Stapel von billigen PC-Platinen eingesetzt.

In Kapitel 1 geht es um die Erfundung des Digitalcomputers. Hier wird wieder die schöne Story erzählt, dass die mathematische Abteilung des Schießplatzes Aberdeen einen Engpass hatte in der Berechnung der Flugbahnen der Granaten. Allerdings wird diese Erzählung in der Literatur bereits als bloße Rechtfertigung für den Projektantrag des Electronic Numerical Integrator and Computer (ENIAC) gesehen, was die

Autoren aber nicht vermerken. Die Autoren beschreiben sehr schön den Erfolg der RAMAC (random-access method of accounting and control) von IBM mit dem Plattenspeicher in den 1950er Jahren. Wünschenswert wäre aber auch gewesen, den Plattenspeicher als ein zentrales Element für den Aufbau eines Dateiverwaltungssystems darzustellen, was auf Bändern gar nicht möglich war. Die Betriebssysteme änderten sich in den 1960er Jahren von bandorientierten (TOS) zu plattenorientierten (DOS).

In Kapitel 4 wollen die Autoren zeigen, dass der Digitalcomputer bereits in den 1960er Jahren *realtime-fähig* war. Unter dem Begriff von *realtime* versteht man allerdings, dass Prozesse, vor allen Dingen in der chemischen Industrie, aber auch die Simulation von großen technischen Systemen in Echtzeit an einem Computer vorgenommen werden können. Dieses war allerdings bis in die 1970er Jahre hinein den elektronischen Analogcomputern vorbehalten. Elektronische Analogcomputer, die im kalifornischen Cluster der Luft- und Raumfahrtindustrie eine große Bedeutung für die Entwicklung moderner Waffen besaßen, werden von den Autoren etwas stiefmütterlich behandelt.

Sehr schön beschreiben die Autoren den Einfluss der Softwareingenieurin Grace Hopper bei der Entwicklung der Cobol Programmiersprache für die kommerzielle Datenverarbeitung, welche die einzelnen Befehle in leicht lesbarer Form mit langen Variablennamen („Kosten“, „Umsatz“) mathematisch ungebildeten Personen zugänglich und damit den Computer benutzerfreundlicher machte. Im Unterschied dazu war die von IBM in den 1950er Jahren entwickelte Programmiersprache Fortran an der Formulierung mathematischer Formeln orientiert. Ein Erfolgsfaktor für Fortran, den die Autoren nicht erwähnen, war, den Computer virtuell auf den Schreibtisch von Wissenschaftlern jeglicher Fachrichtungen gebracht zu haben, worauf die Softwarehistorikerin Sammet aufmerksam gemacht hat. Am Schreibtisch konnten sie das Programm schreiben und im entfernten Rechenzentrum zur Bearbeitung abgeben.

Die wirtschaftlichen und kulturellen Einflüsse Kaliforniens auf die Computerentwicklung hätten stärker betont werden können. Kalifornien war ein Sammelbecken von Technikutopisten und Weltverbesserern. Die Entwicklung des Plattenspeichers in den 1950er Jahren geschah in Kalifornien weit entfernt von der strengen Hierarchie des New Yorker Hauptquartiers von IBM. Ebenso die Entwicklung der grafischen Benutzeroberfläche bei Xerox Parc in den 1970er Jahren. Die großartige Leistung des Buches von Haigh und Ceruzzi besteht darin, auf mehr als 500 Seiten die Geschichte des Digitalcomputers kompakt darzustellen.

Berlin

Richard Vahrenkamp

HAGEN SCHÖNRICH, Mit der Post in die Zukunft. Der Bildschirmtext in der Bundesrepublik Deutschland 1977–2001. Schöningh, Paderborn 2021, EUR 96,–, ISBN 978-3-657-76042-8.

Das Erwähnen des Mediums Bildschirmtext, oder kurz BTX, lässt die meisten Menschen entweder rätseln oder schmunzeln – je nach deren Alter. Dies schließt auch den Verfasser dieser Zeilen (Jahrgang 1980) mit ein, der zu den Schmunzlern gehörte, bis er Hagen Schönrichs Dissertation zur Geschichte des Mediums las, die nicht nur aufgrund der bisherigen Forschungslücke als das Standardwerk zu dem Thema gelten wird. Bildschirmtext war nicht weniger als der Vorläufer des heutigen Internets, der sich jedoch aufgrund verschiedenster Faktoren nicht durchsetzte. BTX erfüllte erstmals in der Geschichte der Medien die von Brecht bis Enzensberger formulierte Vision eines demokratischen Mediums, das die kommunikative Einbahnstraße durchbrach und einen echten Rückkanal anbot. Nur zum Massenmedium reichte es nie – ein Maßstab und Anspruch, den die zeitgenössischen Macher*innen und Politiker*innen nie müde wurden zu betonen. Und so überdeckt bis heute die Hämme des Scheiterns die Leistungen des in einem äußerst komplexen Umfeld

entstandenen Mediums. Denn BTX blieb alles andere als folgenlos. Die Geschichte des Mediums bildet eine beeindruckende Linse auf die 1980er und 1990er Jahre, durch die wir unsere gegenwärtige Welt plötzlich anders, ja sogar klarer sehen.

Aber von vorne. Das Buch gliedert sich in acht gut lesbare Kapitel, deren Kernkapitel im weitesten Sinne chronologisch angeordnet sind, aber immer auch thematische Schwerpunkte setzen, so dass Redundanz und Ermüdung vermieden wird. Die Arbeit fokussiert sehr stark auf die Akteursgruppe der Deutschen Bundespost, was dem Rezessenten anfänglich sehr einengend vorkam, mit der Lektüre aber aus zwei Gründen an Überzeugungskraft gewann: Zum einen macht Schönrich den Themenkomplex so gut handhabbar, zum anderen – und dies ist die erste spannende Irritation zur Gegenwart – war Bildschirmtext das letzte staatliche Großprojekt, das ganz dem alten Mach- und Steuerbarkeitsparadigma der Nachkriegsjahre folgte. Während wir es heute gewöhnt sind, alles dem freien Markt zu überlassen, nicht zuletzt mit Blick auf das Internet, führt uns die Geschichte des BTX mit seiner gegenwartsnahen Kommunikationsvision einen ganz anderen Ansatz vor Augen, der unsere von Wettbewerb getriebene Welt mit staatlichem Planungswillen kontrastiert. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass sich die ersten Kapitel, die sich der Planung und Realisierung widmen, etwas zäher lesen, als die Geschichte der alltäglichen Anwendung durch die Nutzer*innen. Denn während anfänglich noch in erster Linie technische, politische und juristische Fragen der Machbarkeit und Anschlussfähigkeit zu internationalen Parallelprojekten behandelt werden, taucht man spätestens ab Kapitel sechs in die „eigentliche“ Welt des Bildschirmtexts ein. Mit dem Fokus auf den Content, schärft sich auch der Blick auf die alltagspraktischen Nutzungsdimensionen und damit auf die eigentlichen Herausforderungen und Dynamiken des Mediums. Hier wird beispielhaft deutlich, wie die oft eigenwillige Mediennutzung (oder auch Nichtnutzung) nicht dem Medium äußerlich

blieb, sondern es regelrecht selbst veränderte. BTX und Nutzer*innen passten sich gegenseitig an und lernten voneinander. Und so begleiten wir in der Lektüre nicht das Scheitern eines kauzigen Mediums, sondern wir schauen einer sich im Wandel befindlichen Gesellschaft über die Schulter, die sich nicht selten im Trial-and-Error-Verfahren Erkenntnisse und Kulturtechniken erarbeitete, die uns heute als quasi-natürliche Entitäten erscheinen. Diese reichen von Daten- und Jugendschutzproblemen, über Urheberrechtsfragen und Hatespeech-Regulation bis hin zu Suchmaschinenoptimierung und Kurztextjournalismus. Und auch das Ende des BTX ist nicht einfach einem falsch eingeschlagenen Weg zuzuschreiben, sondern der technischen Entwicklung selbst. Mit dem alles in sich vereinenden Heim-PC blieb vom Bildschirmtext am Ende seiner Tage nur noch eine Browser-Emulation übrig; eine Entwicklung, der sich auch das Massenmedium Fernsehen schon kurze Zeit später stellen musste. Überhaupt war die Welt bei der Abschaltung des BTX-Dienstes 2001 auch ohne 9/11 bereits eine andere, als noch zu dessen Beginn. Seit der zweiten Postreform 1994 wurde das Medium durch die privatisierte Deutsche Telekom im Rahmen des T-Online-Angebots betreut und sozusagen in eine uns bekannte Gegenwart hin aufgelöst.

Man könnte nun Schönrichs Arbeit ankreiden, dass kein einziger dieser hier genannten Verweise in die Gegenwart erwähnt bzw. als solcher kenntlich wird. Dies ist aber auch nicht die Aufgabe eines historischen Standardwerks. Seine Aufgabe ist es ein Sprungbrett für Anschlussforschungen zu bilden. Und dies ist gelungen.

Niddatal

Hendrik Pletz